



Lilia Antipow — „zeugin
aus zufall und bleiguss“ —
Elke und Elisabeth
Bludau — Die Zeugin
als Entität

Abb. 1: Seiten aus dem Lyrikheft von
Elisabeth Bludau / © Elke Bludau

„sprache musste erst gebildet werden für seelenlagen, damit wurden emotionen quasi erst existent und diskurstauglich.“

Elke Bludau

Beim Auflösen ihres Familiennachlasses im Jahr 2019 entdeckte Elke Bludau Gedichte ihrer Großmutter Elisabeth. In zwei handgeschriebenen Bänden (Abb. 1) festgehalten, machten sie es Elke möglich, sich in die Person und die Zeit ihrer Großmutter zurückzusetzen. Sie nahm einen Dialog mit Elisabeth auf, die sie persönlich kaum kannte. So entstand 2021 ihr Lyrikband *„zettel/heimat“*.

Elisabeth Bludau, geboren 1892 in Oppeln¹, musste, wie die gesamte deutsche Bevölkerung, 1945 aus Breslau² fliehen; sie landete in Niedersachsen. Was sie auf dem Weg dorthin erlebt hatte, behielt sie für sich. Ein „schrecken ohne abschied“ (*zeit*) – so beschreibt Elke den Zustand ihrer Großmutter. Deshalb habe in ihrer Familie das Gefühl einer emotionalen „Leere“ vorgeherrscht, die in ihrer Kindheit „diffuse, fast pathologische Todes- und Verlustängste zur Folge“ hatte.

Die Entdeckung von Elisabeths Gedichten offenbarte, dass das Schreiben für sie eine Form der Bewältigung war. Während sie gegenüber ihrer Familie verstummte, fand sie Trost und Halt im Verfassen von Lyrik – „für die Schublade“. Elke erkannte eine Verbindung zwischen ihrem eigenen kreativen Ausdruck und dem ihrer Großmutter, was ihr half, die „Leere“ zu füllen, die durch das unausgesprochene Trauma entstanden war.

In ihrem lyrischen Werk führt Elke einen „transgenerativen Dialog“ mit Elisabeth, der zeitliche Grenzen überschreitet. Während Elisabeths Gedichte datiert sind, sind Elkes Texte „zeitlos“ und reflektieren ihre fortwährende poetische Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Identität und Geschichte, die ästhetische, biografische und therapeutische Dimensionen umfasst. Das Schreiben wird für Elke zu einem Weg, ihre innere Zerrissenheit zu überwinden und „Heilung“ zu finden, während es gleichzeitig persönliche Erfahrungen repräsentiert.

Naturlyrik als Bewältigungsstrategie

In Elisabeth Bludaus Lyrik wird das lyrische Ich zur „Singerde[n]“, die trotz ihrer traumatischen Erfahrungen nicht als „Schweigende“ oder „Stumme“ wahrgenommen werden will. „sie zeigt sich nicht primär als Opfer, sie entscheidet sich zu ‚singen‘“, kommentiert Elke. Elisabeths Gedichte reflektieren eine positive Grundhaltung, in der sie dazu aufruft, das Leben mit „stolzem Mut“ zu meistern (*Leben*).

Statt über die Schrecken der Flucht und Vertreibung konkret zu sprechen, verwendet sie allgemeine, emotional aufgeladene Begriffe wie „Sorgen“, „Tränen“ und „Verlust“ (*Heimat*). Worte wie „Katastrophe“ oder „Tod“ fehlen in ihrem poetischen Vokabular. Immer wieder wandte sich Elisabeth in ihrer emotionalen Ausnahmesituation der Naturlyrik zu, die ihr half, das unermessliche Leid ihrer Flucht und Vertreibung in Worte zu fassen und zu verarbeiten. Die Natur bot ihr Trost und einen poetischen Raum, um ihre Gefühle zu artikulieren. Waren Naturgedichte für Frauen ihrer Zeit eine akzeptierte Ausdrucksform gewesen, wie Elke anmerkt, so wurde die Naturlyrik für Elisabeth zur einzigen Sprache, um ihre Verzweiflung ob des Verlusts ihrer Heimat zu vermitteln. Bilder wie „Wiese“, „Tal“ und „Wald“ symbolisieren, was sie verloren hatte, und drückten ihre Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit aus. Das „Singen“ über die Natur wurde zu einem Akt der emotionalen Befreiung, der es ihr ermöglichte, Trauer in etwas Schönes zu verwandeln.

Deutet diese Abstraktion darauf hin, dass Elisabeths Erfahrungen so überwältigend waren, dass sie keine passenden Worte fand, ihre Traumata auszudrücken? Oder förderte ihre Religiosität eine zurückhaltende Darstellung ihrer Gefühle? In ihrer Lyrik spielt Demut tatsächlich eine Rolle, was ihre komplexe Beziehung zu ihren Erlebnissen verdeutlicht (*Ihr hellen düfteschweren Nächten*).

1 poln. Opole (heute Polen).
2 poln. Wrocław (heute Polen).



Abb. 2: Unbenannt / © Elke Bludau

„denke bilder / die lücken zu füllen“

Im Gegensatz zu ihrer Großmutter Elisabeth ist Elke eine „Achtsame“: Sie versucht, im Hier und Jetzt zu leben, keine emotionalen Teile von sich abzuspalten und alle Gefühle, einschließlich Wut und Hass, wertzuschätzen. Sie stellt Fragen zu Schicksal, Zufall und zur Bewältigung von Traumata und plädiert für eine „Rückkehr zur Trauerkultur“ – um „alte Wunden zu würdigen“. Durch ihre Lyrik überschreitet sie die Grenzen des Schweigens ihrer Großmutter und der Generation, zu der Elisabeth gehörte: „denke bilder / die lücken zu füllen“ (*salzmond*).

Die „Elisabeth-Elke-Entität“ entsteht, eine sprachlich manifestierte Einheit, die die Erfahrungen und Perspektiven beider Frauen verbindet und eine neue Identität schafft. Wäh-

rend das Buch mit Fotos von Elisabeth beginnt, endet es mit einem „Doppel-Portrait“ (Abb. 2) von beiden, was die Mehrdeutigkeit der Identität der Enkelgeneration visualisiert und zeigt: In jedem Menschen steckt ein Anderer, der zur eigenen Identität gehört. Elke „übernimmt“ die Rolle der Zeitzeugin: „auf brüchigem / papier aller botschaft / und nachweise bleibe / ich zeugin aus zufall / und bleiguss“ (*nachkrieg*). Sie reflektiert über Elisabeths Gedichte und fragt sich, welche Seite ihrer Großmutter sie zeigen und ob deren verbitterte Gefühle woanders Raum fanden. Dabei überlagern sich das Selbstzeugnis von Elisabeth und das Fremdzeugnis von Elke.

Elke möchte Raum für die „mutmaßlichen Gefühle und Nöte“ geben, die in der Vergangenheit „keiner zu sagen wusste oder die keiner hören wollte“. Sie empfindet es als Ehre, für

das zu „zeugen“, was verschwiegen wurde. Wie ihre Großmutter lässt sie in ihren Texten das Historisch-Konkrete aus und konzentriert sich auf Elisabeths subjektive, emotionale Reaktionen auf die erlebten Ereignisse. Es geht ihr um die psychischen Folgen und die Verbalisierung von Elisabeths Erfahrungen, stets aus Elkes eigener Perspektive.

„naht / schulter / stoff all die / eingenähten“

Elke spürt das Verdrängen ihrer Großmutter Elisabeth und thematisiert dies in ihrem Gedicht „*schwernaht*“: „naht / schulter / stoff all die / eingenähten“ (Abb. 3). Sie betrachtet die „Naht“ als Symbol für die komplexe Beziehung zwischen Erfahrungen und Erinnerungen. Während Elisabeths Gedichte Optimismus und Demut vermitteln, blickt Elke hinter diese Fassade und erkennt die „eingenähten Bilder“ ihrer Großmutter, die oft verblasst und unzugänglich sind. Elke beschreibt ihre eigenen Schwierigkeiten, zum „Zugenähten“ vorzudringen, und thematisiert das Gefühl der Blindheit, des Abgrunds, des Abyss, der zwischen ihr und den Erfahrungen ihrer Großmutter besteht: „das / leer / zwischen / meinen schultern bleibt / ein bildloser / abyss / ich weiß gar nichts / nur / wie schwer mir gewesen / wäre und immer ist / im mantel die zugenähten taschen / wie weißes rauschen / aus dem all / dazwischen bleibt alles un / überhörbar fern.“ (*schwernaht*).

Die „Naht“ symbolisiert sowohl das Festhalten an Elisabeths prägenden Ereignissen als auch die verborgenen Aspekte ihrer Vergangenheit. Elke erkennt, dass diese Unzugänglichkeit von Elisabeth es anderen erschwert, die Tiefe ihrer

Gefühle zu verstehen. Indem sie die „Naht“ als Verbindung und Grenze betrachtet, respektiert sie die Geheimnisse, die in den Erinnerungen verborgen sind, und findet einen Weg, die Geschichten ihrer Großmutter zu ehren und gleichzeitig ihre eigene Achtsamkeit zu stärken.

Immer wieder stellen die Texte von Elke Bludau die Adäquatheit der Erkenntnisse, die den historischen Ereignissen zeitlich nachgeordnet sind, in Frage, zeigen die Grenzen der Zeugenschaft auf. Die Komplexität der Kommunikation zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist das Thema in „*ungesagt*“. Die „lade des ungesagten“ symbolisiert die Weitergabe der verdrängten Traumata von Elisabeth zu Elke, die versucht, sich der Vergangenheit zu nähern. Ein „blatt papier“ mit der Aufschrift „AUSFAHRT“ markiert eine Grenzerfahrung: die Wende von Unwissenheit zur Fremd-/Selbstentdeckung. Gefühle und Gedanken bleiben jedoch durch sprachliche „Dunkelheit“ verborgen, und das lyrische Ich gesteht, „mehrmals“ und „silbenlos“ zu rufen, was diese Unfähigkeit zur Versprachlichung verdeutlicht. Die Metapher – „trinkt den spiegel aus dem teich“ – ist eine Umschreibung für die visuelle Flucht in ein Natur-Traumgebilde, die das lyrische Ich in Anbetracht der Unklarheit und Unsicherheit der Erkenntnis ergreift.

In „*kirschkern*“ evozieren die Verse „nichts im hell / von dir von mir“ die Abwesenheit von Klarheit in der Beziehung zwischen dem lyrischen Ich und dem Anderen. Die Verbindung zwischen ihnen entsteht ausschließlich im Poetischen: „wir dichten / uns zu auf papier / brücken in leicht / gewicht / unse-re luft / verbundenheit“, was die Unsichtbarkeit und das Immaterielle der Kommunikation thematisiert.

Abb. 3: Unbenannt / © Elke Bludau



„in untiefe werfe einen stein“

Springt das lyrische Ich der „zeugin aus zufall und bleiguss“ über ihren Schatten, so werden in den Texten teils widersprüchliche Bilder der *conditio humana* von Elisabeth entworfen. In „*untiefen*“ wird ein Diskurs etabliert, der auf christliche Ethik und Teleologie verweist. Es beschreibt die Komplexität und Vielschichtigkeit der Existenz und fordert zu Demut und Mut auf: „in untiefe werfe einen stein / entscheide / nicht zu sinken. halte fest am warten / halte dich an luft“ (*untiefen*). Die Semantik des Wortes „Untiefen“ trägt einen Gegensatz in sich: Es bezeichnet „Tiefe“ wie „Untiefe“ (Abb. 4). „Einen Stein werfen“ heißt, im christlichen Diskurs kontextualisiert, „Entgegenzutreten“, sich auf die „Begegnung vorbereiten“, auf die „Gefahr gerüstet“, „wachsam zu sein“. Der Gedichtschluss stellt eine Beziehung zwischen dem lyrischen Ich und der christlichen Erwartung des Wiederkommens Christi her. Die transzendenten Bilder, die Elke verwendet, verweisen auf spirituelle Praktiken wie das Würfel-Orakel aus der Esoterik – „werfe einen wunsch. / zähle kreise die weitesten. wachse“, biblische Texte wie das Buch Daniel (6,11) und Schriften der Heiligen wie Hildegard von Bingen. Sie fassen das Thema von Leid und Heil in einer semantisch vielschichtigen Metapher zusammen: „alles wird schrift sein / offene fenster und himmel / umarmung in licht.“ (*untiefen*).

In Abgrenzung von diesem Teleologismus wird im Text „*rudel*“, dessen Bezugspunkt Elisabeths Nachkriegsleben ist, ein historischer Diskurs konstruiert, der der Macht des Zufalls

in der Geschichte Priorität einräumt. Damit assoziieren sich Chaos, Willkür und Unsicherheit des humanen Seins. Verlust und Unbehagen, die als dessen Ursache ein psychisches Trauma voraussetzen, werden als existenzielle Zustandsbeschreibungen von Elisabeth verabsolutiert und sind omnipräsent. Ihre individuelle Sinnsuche, die am Anfang im Raum steht, löst sie sich am Schluss im „*Dornschlaf*“ als Erfahrungsform auf, in der sich ihre Entfremdung gegenüber der Realität manifestiert: „doch / nichts als dorn / schlaf.“

„alles schaffen wir im wort“

Die komplexe Beziehung zur Heimat, die durch Krieg, Verlust und die Suche nach Identität geprägt ist, die innere Zerrissenheit und die Herausforderungen des Ichs, die mit der Definition von Heimat und Zugehörigkeit verbunden sind, reflektieren lyrische Texte wie „*neuerbst*“, „*sechsendvierzig*“, „*breslau*“, „*luftbaum*“ und „*wie weit*“.

So greift „*neuerbst*“ wiederholt die Frage nach der „Mitte“ und dem „Rand“ des Seins auf, hinter der sich ein Streben nach einem Ort der Zugehörigkeit verbirgt. Die Begriffe „fremdsein“ und „schicksal“ lassen darauf schließen, dass das lyrische Ich in einem Zustand der Unsicherheit und Suche verharrt. Die Bewältigung dieser Unsicherheit, die Verortung und Beheimatung sind nur durch Sprache und Kommunikation möglich, die sich jenseits der Gesetzmäßigkeiten vollziehen und dem Zufall unterliegen: „alles schaffen wir im wort, / im gold der zufälle“.

Abb. 4: Unbenannt / © Elke Bludau





Abb. 5: Unbenannt / © Elke Bludau

Dass die Worte „namen. finden“ den Auftakt zu einem weiteren Gedicht, „sechsendvierzig“, bilden, lässt auf eine Suche des lyrischen Ichs nach dem eigenen Selbst und seinen Drang nach Selbstverortung schließen, die in einem ständigen Spannungsfeld zwischen individueller Identität und sozialer Einbettung stattfindet. Der zyklische Charakter der Zeit, in der das Individuum gefangen ist, die Permanenz und Unaufhörlichkeit dieses Prozesses, der sowohl Herausforderung als auch Möglichkeit zur Transformation darstellt, wird durch die Verse „sich immerfort / drehend“ unterstrichen. Alte Denkmuster und Erinnerungen liegen dabei wie ein schwerer Schatten über der Gegenwart und verhindern die Beheimatung. Das Bild der „torfbleibe“ wird dabei zur Metapher für das Verharren in der Vergangenheit. Wiederkehrende Begriffe wie „sogkraft des seins“ und „mondstaub“ verdeutlichen letztendlich die Spannungen zwischen dem Streben nach Zugehörigkeit und der Einsamkeit des Individuums.

Als eine assoziative Wort-Collage wird Elisabeths Heimatstadt Breslau im gleichnamigen Gedicht von Elke repräsentiert. Die Wort-Nennung erfolgt staccatoartig und beschränkt sich auf Substantive, die sowohl Idylle als auch Bedrohung verkörpern: „oderfluss / turmfalken / mückentanz / landgewitter / leichte kleider / brombeernacht / die neue stadt / der anderen“. Der Krieg wird durch Begriffe wie „brandblumen“ und „bombenwacht“ markiert, die zugleich die Zerrissenheit der Bilder der Heimat verdeutlichen. Sie können keinen Halt bieten, da die Heimatlose in der Realität, zu der sie

Beziehung herstellen, zwischen Schönheit und Trauma gefangen bleibt.

Im Gedicht „luftbaum“ werden die Isolation in der Fremde und ihre emotionale Kälte in Farbmetaphern verdeutlicht: „bin oft vor schwarz erfroren“ (Abb. 5). Diese Zurückweisung des lyrischen Ichs wird im „Luft“-Raum als Ersatz-Heimat und stabilisierenden Raum der Träume und Sehnsüchte überwunden. Das fragile Bild des „luftbaums“ – „mit himmel an den blättern / in wolken meine stirn“ – bringt jedoch symbolisch zum Ausdruck, dass die Wurzellosigkeit und Haltlosigkeit des Ichs fortbestehen.

Eine radikale Interpretation des Begriffes „Heimat“ bietet schließlich das Gedicht „wie weit“: Man gewinnt innere Stabilität, wenn man Heimat nicht mehr als einen physischen Ort, sondern als ein symbolisches Ritual der Verortung begreift. So sei Heimat „nur salz in kreisender hand“. Die Metapher verweist auf magische Schutzrituale, durch die eine Abgrenzung gegenüber dem Fremden an jedem Ort vollzogen werden kann. „Ist Heimat also ein Definitionsritual?“, frage ich Elke. Ihre Antwort folgt prompt: „ja, so ist es ganz wunderbar ausgedrückt, das sticke ich auf eins der imaginären sofakissen“.

In Elisabeths wie in Elkes Texten konstruiert der Heimat-Diskurs die räumliche Entgrenzung als *conditio humana*: Die Erinnerung an Schlesien bei Elisabeth (*Neundorfer Moor*) und die Bewegung des lyrischen Ichs durch geografisch anonyme Räume bei Elke (*neuerbst*) führen zu einer abstrakten Heimatlosigkeit, die das Nirgends-Sein verkörpert.

„sprache gebrochen / wie zersprungenes glas“

Der poetische und fotografische Diskurs von „zettel/heimat“ konstruiert ein Bild des Seins, das von Labilität, Zerrissenheit und Chaos geprägt ist. Er repräsentiert die Suche nach Stabilität in einer fragmentierten Welt und die Dynamik von Erinnerung und Identität.

Elisabeth spricht in vollständigen Sätzen, was auf eine sichere Verankerung in der Realität hinweist. Das lyrische Ich ihrer Texte artikuliert sich beispielsweise in Bildern wie „Erde“ und „gehen“. Dagegen beschrieb sich Elke einmal als „Luftwurzlerin“.

Elke reflektiert die Labilität von Elisabeth und dem eigenen Ich in der surrealen Bildsprache, in brüchigen und grammatikalisch unvollständigen Sätzen – „sprache gebrochen / wie zersprungenes glas“ (*neuerbst*) – und vermittelt der Struktur ihrer Verse, die oft kurz, prägnant und fragmentarisch sind. Sinnkonstitutiv für ihre Lyrik sind Metaphern wie der „schwammige Boden“, das „moor“ und das „wasser“: „ein vager halt. ohne / grund und feste form, / dein selbst zwischen tanz und manier“ (*betula pubescens (moorbirken)*). Sie verweisen auf das Fehlen eines festen Halts im Einzelnen und die Unbeständigkeit des Lebens. Metaphern wie „himmel“, „sterne“ und „luft“ stehen für das Flüchtige, für die Unsicherheit und die Fragilität des Lebens. Bilder wie das „Wasser“ und die „Luft“ dominieren auch Elkes Fotografien. Das Licht schafft eine Atmosphäre, in der Objekte zu verschwinden scheinen, was die „fluide Fantasie“ dieser Aufnahmen betont. Die Brü-

chigkeit der Sprache akzentuiert die Fragmentiertheit des Seins und der Beziehungen, die dieses konstituieren, sowie seiner Wahrnehmung und Erkenntnis: In „*angekommen*“ wird Elisabeth vom lyrischen Ich nur als „relief“ wahrgenommen. Die Unvollständigkeit der Sätze zeigt, dass die Aussagefunktion der Sprache hinsichtlich der Erkenntnis und Präsentation der Erfahrungen von Anderen an ihre Grenzen stößt, die Leere niemals gefüllt, das Schweigen niemals beendet werden kann ist (*ungesagt*). Das Erinnern wird somit zu einem Prozess, der keine authentische, getreue Rekonstruktion darstellt, sondern vielmehr eine Annäherung, die lückenhaft und unvollständig ist. Die Zeugenschaft, die Elke von Elisabeth „geerbt“ hat, bleibt bruchstückhaft und fragmentarisch.

Diese Einsicht leitet zur nächsten über: die Erinnerung ist dynamisch, verändert sich im Zeitfluss, wird von Generation zu Generation oft in transformierter oder verzerrter Form weitergegeben. Die gleiche Dynamik zeichnet die Identität aus. Beide – Erinnerung wie Identität – stehen in einem ständigen Aushandlungsprozess. Schweigen und Leere werden in „*zettel/heimat*“ nicht als Mangel, sondern als Teil des komplexen Gefüges von Erinnerung und Identität verstanden.

Durch poetische Verschriftlichung wird die Labilität der Erinnerung und Identität benannt, jedoch nicht aufgehoben. Auch die „ewige Sehnsucht“ von Elisabeth, resultierend aus der Vertreibung und dem Heimatverlust, kann Elke nicht beenden, sie kann sie jedoch in Form von Poesie verbalisieren und annehmen.

Elke Bludau stellte ihren Lyrikband „zettel/heimat“ im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ am 1. Dezember 2021 im HDO vor.



Dr. Lilia Antipow und Elke Bludau, Präsentation des Lyrikbandes „zettel/heimat“ im Haus des Deutschen Ostens München, 1. Dezember 2023 / © HDO